

dtv

Monsignore Quijote, direkter Nachkomme des fahrenden Ritters, bekommt von seinem Bischof Zwangsurlaub verordnet. Mit seinem Freund, dem Bürgermeister, begibt er sich in einem alten Seat 600 auf eine Pilgerfahrt durch die modernen Zeiten. Doch Monsignore hat keine Ahnung, was da alles auf ihn zukommt: Gesetzesbrüche, philosophische Betrachtungen und politische Diskussionen, Glaubensbekenntnisse, edle Taten und groteske Situationen.

In seinem letzten zu Lebzeiten erschienenen Roman versetzt Greene das prominente Paar in die Gegenwart, als das Leben sich längst hauptsächlich an der Oberfläche abspielt. Und doch wagen es seine Figuren in einer liebenswerten Mischung aus Komik und Ernst, die Grundfragen des Lebens zu stellen.

Graham Greene wurde 1904 in Berkhamsted, Großbritannien, geboren und starb 1991 in Vevey, Schweiz. Er verbrachte längere Zeit in Westafrika und Mittelamerika. Mit 22 Jahren konvertierte er zum Katholizismus. Greene, der Großneffe von Robert Louis Stevenson, zählt zu den bedeutendsten Schriftstellern des 20. Jahrhunderts. Sein umfangreiches Werk besticht durch eine einzigartige Mischung von Abenteuer, Kriminalistik, Erotik und Religiosität. Alle seine Hauptwerke sind bei dtv lieferbar.

Graham Greene
Monsignore Quijote

Roman

Aus dem Englischen
von Gertie und Hans W. Polak

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Für Padre Leopoldo Durán
Aurelio Verde
Octavio Victoria
und Miguel Fernández,
meine Gefährten auf den Straßen Spaniens,
und für Tom Burns,
der mich zum ersten Besuch des
Landes im Jahre 1946 bewog.*

Neuausgabe August 2008
Veröffentlicht im März 2001 im
Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 1982 Graham Greene
Titel der englischen Originalausgabe:
›Monsignore Quixote‹ (Simon & Schuster, New York)
© 1982 der deutschsprachigen Ausgabe:
Paul Zsolnay Verlag Gesellschaft m. b. H., Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: gettyimages/Carolyn Bross
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13677-8

An sich ist nichts weder gut noch böse,
das Denken macht es erst dazu.

William Shakespeare

Erster Teil

1. Wie aus Padre Quijote ein Monsignore wurde

Es kam so: Padre Quijote hatte bei seiner Haushälterin das Mittagessen bestellt, das er immer allein einnahm, und machte sich nun auf, in einem Konsumladen, der acht Kilometer von Toboso entfernt an der Hauptstraße nach Valencia lag, Wein einzukaufen. Es war einer jener Tage, an denen die Hitze über den vertrockneten Feldern lastet und flimmert, und in seinem kleinen Seat 600, den er vor acht Jahren schon aus zweiter Hand gekauft hatte, gab es keine Klimaanlage. Während er dahinfuhr, dachte er betrübt, daß der Tag nicht fern sei, an dem er sich ein neues Auto zulegen mußte. Multipliziert man die Lebensjahre eines Hundes mit sieben, dann entspricht die Zahl dem Lebensalter eines Menschen, und so gerechnet wäre sein Wagen immer noch nicht viel über der Lebensmitte, aber er hatte bemerkt, daß seine Pfarrkinder seinen Seat fast schon als senil empfanden. »Sie können sich auf ihn nicht mehr verlassen, Don Quijote«, mahnten sie ihn zur Vorsicht, und ihm blieb als einzige Antwort: »Er hat mich in vergangenen guten und bösen Tagen nie im Stich gelassen, und ich bitte den Herrgott, daß er mich überlebt.« So viele seiner Gebete waren nicht erhört worden, daß er hoffte, wenigstens dieses eine habe den Weg zu des Ewigen Ohr gefunden und sich dort festgesetzt wie Ohrenschmalz.

Wo die Hauptstraße verlief, konnte er an den Staubwölkchen erkennen, die sich hinter überholenden Autos bildeten. Während er so dahinfuhr, plagte ihn der Gedanke an die Zukunft seines Seat, den er zur Erinnerung an seinen Vor-

fahren »meine Rosinante« nannte. Die Vorstellung, daß sein kleiner Wagen auf einem Schrotthaufen dahinrosten würde, ertrug er nicht. Manchmal schon hatte er sich ausgemalt, er würde ein Stückchen Land kaufen und einem seiner Pfarrkinder vererben, unter der Bedingung, daß dort eine geschützte Ecke für sein Auto aufgespart bliebe, wo es in Frieden ruhen durfte. Aber unter seinen Pfarrkindern gab es kein einziges, dem er vertrauen konnte, daß es seinen Wunsch ausführen würde, außerdem ließ sich auf diese Weise ein langsamer Tod durch Rost nicht vermeiden, und schließlich bedeutete vielleicht die Blechpresse in einem Stahlwerk immer noch ein gnädigeres Ende. Während er all dies wohl zum hundertstenmal überdachte, fuhr er fast auf einen schwarzen Mercedes auf, der dicht hinter der Einfahrt auf der Hauptstraße parkte. Er nahm an, die dunkel gekleidete Gestalt hinter dem Lenkrad gönne sich auf der langen Fahrt von Valencia nach Madrid eine kurze Rast, und fuhr also, ohne anzuhalten, weiter, um sich seinen Krug Wein im Konsum zu holen; erst auf dem Rückweg fiel ihm das weiße Kollar auf, wie ein Taschentuch, das als Notsignal geschwenkt wird. Aber welcher seiner Priesterkollegen, dachte er verwundert, konnte sich einen Mercedes leisten? Als er jedoch neben dem Auto anhielt, bemerkte er unter dem Kollar ein purpurfarbenes Lätzchen, das mindestens einen Monsignore, wenn nicht einen Bischof kennzeichnet.

Padre Quijote hatte Ursache, sich vor Bischöfen zu hüten; er wußte nur zu gut, wie wenig ihn sein eigener Bischof leiden konnte, der ihn – trotz seines erlauchten Ahnen – nicht viel besser behandelte als einen Bauern. »Von einer Romanfigur abstammen, wie soll das denn zugehen?« hatte er in einem Privatgespräch wissen wollen, das Padre Quijote sogleich hinterbracht wurde.

Der Gesprächspartner des Bischofs hatte erstaunt gefragt: »Von einer Romanfigur?«

»Einer Figur aus dem Roman eines überschätzten Schrift-

stellers namens Cervantes – einem Roman noch dazu mit vielen abscheulichen Passagen, die zu Zeiten des Generalissimo ein Zensor bestimmt nicht stehen gelassen hätte.«

»Aber Euer Exzellenz, in Tobosco kann man doch das Haus der Dulcinea besichtigen. Da steht es ja dran, auf einer Gedenktafel: Haus der Dulcinea.«

»Eine Touristenfalle. Tatsächlich«, fuhr der Bischof streng fort, »ist Quijote nicht einmal ein spanischer Familienname. Sogar Cervantes sagt, daß sein Zuname wahrscheinlich Quijada oder Quesada oder überhaupt Quejana war, und auf seinem Totenbett nennt sich Quijote selbst Quijano.«

»Wie man sieht, haben Sie also das Buch gelesen, Euer Gnaden.«

»Nur das erste Kapitel. Obwohl ich mir natürlich auch das letzte flüchtig angesehen habe. Wie ich das meistens tue, bei Romanen.«

»Vielleicht hatte dieser Padre irgendeinen Vorfahr, der Quijada oder Quejana hieß.«

»Diese Sorte Mensch hat keine Vorfahren.«

Deshalb also stellte sich Padre Quijote mit Zittern dem hohen Kleriker in dem noblen Mercedes vor. »Ich bin Padre Quijote, Monsignore. Kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein?«

»Ganz gewiß können Sie das, mein Freund. Ich bin der Bischof von Motopo« – sein Spanisch hatte einen starken italienischen Akzent.

»Der Bischof von Motopo?«

»*In partibus infidelium*, mein Freund. Gibt's hier irgendwo in der Nähe eine Werkstatt? Mein Wagen weigert sich strikt weiterzufahren, und wenn es auch ein Restaurant gäbe – mein Magen verlangt dringend nach Nahrung.«

»In meinem Dorf gibt es eine Werkstatt, aber sie ist wegen eines Begräbnisses geschlossen – die Schwiegermutter des Besitzers ist nämlich gestorben.«

»Möge sie in Frieden ruhen«, sagte der Bischof automa-

tisch und umfaßte das Kreuz an seiner Brust. Er fügte hinzu:

»Was für eine verflixte Schweinerei.«

»In ein paar Stunden ist er sicher wieder da.«

»In ein paar Stunden! Gibt's ein Restaurant irgendwo in der Nähe?«

»Exzellenz, es wäre mir eine Ehre, wenn Sie mein einfaches Mahl mit mir teilen wollten ... das Wirtshaus in Toboso kann man nicht empfehlen, weder das Essen noch den Wein.«

»Ein Glas Wein ist in meiner Lage unentbehrlich.«

»Ich kann Ihnen einen guten sauberen Landwein anbieten, und wenn Sie sich mit einem einfachen Steak begnügen ... und mit ein bißchen Salat. Meine Haushälterin kocht immer mehr, als ich bewältigen kann.«

»Mein Freund, Sie erweisen sich wirklich als mein heimlicher Schutzengel. Lassen Sie uns gehen.«

Auf dem Vordersitz des kleinen Seat stand der Krug mit dem Wein, doch der Bischof bestand darauf, sich auf den Rücksitz zu zwingen – er war ein sehr hochgewachsener Mann. »Wir dürfen doch den Wein nicht stören«, sagte er.

»Das ist kein wichtiger Wein, Exzellenz, und Sie hätten es viel bequemer ...«

»Kein Wein darf uns als unwichtig gelten, mein Freund, nicht seit der Hochzeit zu Kana.«

Padre Quijote fühlte sich zurechtgewiesen, und Schweigen breitete sich aus, bis die beiden vor seinem kleinen Haus unweit der Kirche hielten. Er war sehr erleichtert, als der Bischof, der sich bücken mußte, um über die Türschwelle zu treten, von der man sogleich in das Wohnzimmer des Priesters kam, bemerkte. »Es ist mir eine Ehre, Gast im Hause von Don Quijote zu sein.«

»Mein Bischof schätzt das Buch gar nicht.«

»Gottesfurcht und Literaturverständnis vertragen sich nicht immer.«

Der Bischof trat an das Bücherregal, wo Padre Quijote

sein Meßbuch, sein Brevier, das Neue Testament und ein paar zerfledderte Bände theologischer Literatur, Überbleibsel seines Studiums, sowie einige Werke seiner Lieblingsheiligen aufbewahrte.

»Wenn Sie mich einen Augenblick entschuldigen, Exzellenz ...«

Padre Quijote ging zu seiner Haushälterin in die Küche, die ihr auch als Schlafzimmer diente, und es muß zugegeben werden, daß sie außer der Spüle kein Waschbecken besaß. Sie war eine vierschrötige Person mit vorstehenden Zähnen und dem Anflug eines Schnurrbarts; sie traute keiner lebenden Seele, besaß aber eine gewisse Zuneigung zu den Heiligen, das heißt, zu den weiblichen Heiligen. Sie hieß Teresa, und niemand in Toboso wäre auf den Gedanken verfallen, sie Dulcinea zu nennen, denn keiner hatte Cervantes' Buch gelesen, außer dem Bürgermeister, der als Kommunist galt, und dem Eigentümer des Restaurants, und ob der letztere viel weiter als bis zum Kampf mit den Windmühlen vorgegangen war, war zweifelhaft.

»Teresa«, sagte Padre Quijote, »wir haben einen Gast zum Essen, und es sollte daher schnell fertig sein.«

»Ich habe nur Ihr Steak im Haus, einen Salatkopf und einen Rest Manchegokäse.«

»Mein Steak reicht immer leicht für zwei, und der Bischof ist ein liebenswürdiger Herr.«

»Der Bischof? Dem serviere ich nicht.«

»Nicht *unser* Bischof. Ein Italiener. Ein sehr höflicher Mann.«

Er erklärte ihr, in welcher Lage er den Bischof angetroffen hatte.

»Aber das Steak ...«, sagte Teresa.

»Was ist mit dem Steak?«

»Sie können doch einem Bischof nicht Pferdefleisch vorgesetzen.«

»Mein Steak ist Pferdefleisch?«

»Immer schon. Woher soll ich Rindfleisch nehmen, mit so wenig Wirtschaftsgeld?«

»Was anderes hast du nicht?«

»Nichts.«

»Ach, du meine Güte. Wir können nur beten, daß er nichts bemerkt. Ich habe schließlich auch nie etwas bemerkt.«

»Sie haben ja auch nie was Besseres gegessen.«

Gedrückten Sinnes kehrte Padre Quijote zum Bischof zurück, eine halbgeleerte Flasche Marsala in der Hand. Er war froh, als der Bischof sich ein Glas einschenken ließ, und dann noch eines. Vielleicht betäubte der Alkohol seine Geschmacksnerven. Der Bischof hatte sich bequem in Padre Quijotes einzigem Lehnstuhl niedergelassen. Padre Quijote beobachtete ihn besorgt. Gefährlich sah der Bischof nicht aus. Er hatte ein ganz glattes Gesicht, so als brauchte er sich nie zu rasieren. Padre Quijote bedauerte, daß er selbst am Morgen versäumt hatte, sich nach der Frühmesse zu rasieren, die er vor leeren Kirchenbänken gelesen hatte.

»Sie machen Ferien, Exzellenz?«

»Nicht gerade Ferien, obgleich es stimmt, daß ich die Abwechslung, verglichen mit Rom, genieße. Der Heilige Vater hat mir eine vertrauliche Mission übertragen, weil ich Spanisch spreche. Ich nehme an, Padre, daß viele ausländische Touristen nach Toboso kommen.«

»Nicht allzu viele, Exzellenz, denn hier gibt's nur ganz wenig zu sehen. Außer dem Museum.«

»Was gibt es denn in dem Museum zu sehen?«

»Es ist nur ein ganz kleines Museum, Exzellenz, nur ein Raum. Nicht größer als mein Wohnzimmer. Dort ist auch nichts Interessantes, außer den Unterschriften.«

»Welche Unterschriften denn? Könnte ich vielleicht noch ein Glas Marsala haben? So in der Sonne zu sitzen in dem zusammengebrochenen Wagen, das hat mich doch sehr durstig gemacht.«

»Verzeihen Sie mir, Exzellenz. Da sehen Sie, wie ungewohnt mir die Rolle des Gastgebers ist.«

»Ein Museum für Unterschriften, so was habe ich noch nie gehört.«

»Wissen Sie, vor Jahren begann der Bürgermeister von Toboso an Staatsoberhäupter zu schreiben und bat sie um Cervantes-Übersetzungen, von ihnen signiert. Die Sammlung ist recht bemerkenswert. Natürlich findet sich da General Francos Unterschrift in dem Band, den ich das Erstexemplar nennen möchte, dann gibt's Mussolinis Unterschrift und die von Hitler (eine ganz winzige, wie ein Fliegenschiß), und die von Churchill und von Hindenburg und von jemandem, der Ramsey MacDonald heißt – das war, glaube ich, der Premierminister von Schottland.«

»Von England, Padre.«

Teresa trug die Steaks auf. Sie setzten sich an den Tisch, und der Bischof sprach das Tischgebet.

Padre Quijote schenkte Wein ein und beobachtete besorgt, wie der Bischof das erste Stückchen Fleisch in den Mund schob, das er schnell mit einem Schluck Wein hinunterspülte – vielleicht, um den Geschmack zu beseitigen.

»Es ist ein ganz gewöhnlicher Wein, Exzellenz, aber wir hier sind sehr stolz auf ihn und nennen ihn Mancheganer.«

»Der Wein ist angenehm«, sagte der Bischof, »aber dieses Steak ... dieses Steak«, sagte er und starrte auf seinen Teller, während Padre Quijote das Schlimmste befürchtete. »Dieses Steak –«, sagte er ein drittes Mal, so, als müßte er aus den tiefsten Tiefen seiner Erinnerung an uralte Rituale den richtigen Ausdruck für einen Bannfluch ausgraben – während Teresa gespannt an der Schwelle verharrte –, »niemals, an keiner Tafel, habe ich je so etwas gekostet ... so zart, so geschmackvoll, ich bin versucht, blasphemisch zu werden und zu sagen, so ein göttliches Steak. Ich möchte Ihrer bewundernswerten Haushälterin gratulieren.«

»Sie ist hier, Exzellenz.«

»Meine gute Frau, lassen Sie mich Ihnen die Hand drücken.« Der Bischof streckte ihr die ringgeschmückte Hand mit der Handfläche nach unten entgegen, so als erwarte er eher, daß sie sie küssen als daß sie sie schütteln würde. Teresa zog sich eilig in die Küche zurück. »Habe ich etwas Falsches gesagt?« erkundigte sich der Bischof.

»Nein, nein, Exzellenz, sie ist es nur nicht gewohnt, für einen Bischof zu kochen.«

»Sie hat ein schlichtes und ehrliches Gesicht. Heutzutage gerät man oft in Verlegenheit, weil man selbst in Italien sehr *heiratsfähigen* Haushälterinnen begegnet – und, o weh!, nur zu oft führt das dann auch zu einer Hochzeit.«

Teresa huschte mit dem Käse herein und zog sich ebenso schnell wieder zurück.

»Nehmen Sie ein bißchen von unserem *queso manchego*, Exzellenz?«

»Und dazu paßt vielleicht noch ein Gläschen Wein?«

Padre Quijote fühlte sich jetzt wohligh entspannt. Er faßte Mut, eine Frage über die Lippen zu bringen, die er seinem eigenen Bischof nicht zu stellen gewagt hätte. Ein römischer Bischof stand schließlich der Quelle des Glaubens näher, und das Lob, das der Bischof dem Steak aus Pferdefleisch gespendet hatte, ermutigte ihn. Nicht umsonst hatte er seinen Seat Rosinante genannt, und er erhoffte sich eher eine günstige Antwort, wenn er von seinem Wagen wie von einem Pferd sprach.

»Exzellenz«, sagte er, »eine Frage gibt es, die ich mir schon oft gestellt habe, eine Frage, die sich vielleicht eher dem Landbewohner aufdrängt als dem Städter.« Er zögerte wie ein Schwimmer, der plötzlich auf eine kalte Strömung trifft. »Würden Sie es als Ketzerei ansehen, wenn jemand zu Gott darum betet, ein Pferd nicht sterben zu lassen?«

»Ein Gebet um Verlängerung des irdischen Daseins«, antwortete der Bischof ohne Zaudern, »nein – ein solches Gebet wäre durchaus zulässig. Die Kirchenväter lehren, daß

Gott die Tiere zu des Menschen Nutzen schuf und daß ein Pferd lange Zeit dem Menschen seine Dienste erweist, ist in den Augen Gottes ebenso wünschenswert wie ein langes Dasein meines Mercedes, der, wie ich leider glaube, mich im Stich gelassen hat. Allerdings muß ich zugeben, daß wir keinerlei Aufzeichnungen über Wunder besitzen, die unbe-seelten Gegenständen widerfuhren. Aber im Falle von Tieren haben wir doch das Beispiel von Bileams Eselin, die durch die Gnade Gottes sich für Bileam weit nützlicher erwies als Esel gemeinhin.«

»Ich dachte freilich weniger an den Nutzen, den ein Pferd für seinen Herrn mit sich bringt, als an ein Gebet, daß es glücklich sein möge – ja sogar für seinen glücklichen Tod.«

»An einem Gebet für sein Glück finde ich nichts auszusetzen – es könnte dadurch gelehriger werden und von größerem Nutzen für seinen Eigentümer, aber was Sie da meinen, wenn Sie von dem glücklichen Tod eines Pferdes sprechen, da bin ich mir nicht so sicher. Ein glücklicher Tod für einen Menschen bedeutet einen Tod in Einklang mit Gott, ein Versprechen auf Ewigkeit. Wir können für das irdische Leben eines Pferdes beten, nicht aber für sein ewiges Leben – das grenzte gewiß an Ketzerei. Es gibt wohl eine Strömung in der Kirche, die die Möglichkeit nicht bestreitet, daß ein Hund so etwas wie eine Vorstufe zu einer Seele besitzen könnte, wenngleich ich selbst diesen Gedanken rührselig und gefährlich finde. Wir sollten Vermutungen, die wir nicht durchdacht haben, nicht unnötig Tür und Tor öffnen. Wenn schon ein Hund eine Seele besitzt, warum dann nicht gleich auch ein Rhinoceros oder ein Känguruh?«

»Oder eine Mücke?«

»Ganz recht. Ich sehe schon, Padre, Sie sind auf dem richtigen Pfad.«

»Aber ich habe nie verstehen können, Exzellenz, daß eine Mücke zum Nutzen des Menschen geschaffen sein könnte. Zu welchem Nutzen?«

»Aber Padre, dieser Nutzen ist doch ganz offenkundig. Man könnte eine Mücke mit einer Geißel in der Hand Gottes vergleichen. Sie lehrt uns, aus Liebe zu ihm Schmerzen zu ertragen. Dieses quälende Surren in den Ohren – vielleicht ist es das Surren Gottes.«

Padre Quijote hatte die unglückselige Gewohnheit einsamer Menschen: er sprach seine Gedanken laut aus. »Denselben Nutzen hätte dann auch ein Floh.« Der Bischof betrachtete ihn forschend, aber in Padre Quijotes Blick lag keine Spur von Ironie: Offenbar war er tief in Gedanken versunken.

»Dies alles sind große Geheimnisse«, verriet ihm der Bischof. »Wie stünde es wohl um unseren Glauben, wenn es keine Geheimnisse gäbe?«

»Ich frage mich«, sagte Padre Quijote, »wo ich die Flasche mit dem Kognak hingestellt habe, die mir ein Mann aus Tomelloso vor rund drei Jahren gebracht hat. Das wäre jetzt wohl der richtige Augenblick, sie zu öffnen. Bitte entschuldigen Sie mich, Monsignore ... vielleicht weiß es Teresa.« Er ging in die Küche.

»Er hat schon genug getrunken, für einen Bischof«, sagte Teresa.

»Pst! Deine Stimme ist zu laut. Der arme Bischof macht sich große Sorgen wegen seines Wagens. Er hat das Gefühl, daß er von ihm im Stich gelassen wurde.«

»Wenn Sie mich fragen, ist er ganz allein daran schuld. Als junges Mädchen lebte ich in Afrika. Die Neger und die Bischöfe vergessen immer, Benzin zu tanken.«

»Du glaubst wirklich ... Es stimmt schon, er ist ein sehr weltfremder Mensch. Er glaubt, daß das Surren einer Mücke ... Teresa, bring ihm den Kognak hinein und sag ihm, ich wäre nachschauen gegangen, ob ich seinen Wagen reparieren kann.«

Er holte aus dem Kofferraum seiner Rosinante einen Benzinkanister. Er glaubte zwar nicht, das Problem würde sich

so einfach lösen lassen, aber ein Versuch konnte nicht schaden; und tatsächlich, die Benzinuhr zeigte, daß der Tank leer war. Warum war das dem Bischof nicht aufgefallen? Aber vielleicht hatte er es bemerkt und hatte sich nur geschämt, seine Torheit einem kleinen Landpfarrer einzugestehen. Er empfand Mitleid mit dem Bischof. Der Italiener war ein freundlicher Mann, nicht wie sein eigener Bischof. Er hatte den neuen Wein getrunken, ohne ihn zu beanstanden, er hatte das Pferdefleisch mit großem Vergnügen verzehrt. Padre Quijote wollte ihn nicht demütigen. Aber wie sollte er dem Bischof helfen, das Gesicht zu wahren? An die Motorhaube des Mercedes gelehnt, grübelte er lange. Wenn der Bischof die Benzinuhr nicht entdeckt hatte, dann fiel es Padre Quijote gewiß leicht, vorzutäuschen, er verstehe sich auf Mechanikerarbeit, was nicht der Fall war. Wie sollte er auch? Jedenfalls konnte es nicht schaden, ein bißchen Motoröl auf den Händen zu verschmieren . . .

Der Kognak aus Tomelloso schmeckte dem Bischof ganz vorzüglich. Unter den Lehrbüchern auf dem Regal hatte er Cervantes' Werk entdeckt, das Padre Quijote noch als Junge erworben hatte, und er lächelte bei der Lektüre einer Seite, über die Padre Quijotes Bischof gewiß nicht gelächelt hätte.

»Hier ist eine sehr treffende Passage, Padre, die ich eben las, als Sie hereinkamen. Was für ein Moralist dieser Cervantes doch war, was auch immer Ihr Bischof davon halten mag. ›Es ist die Pflicht redlicher Untertanen, ihren Herren die Wahrheit uneingeschränkt und ungeschminkt zu sagen, ohne sie etwa zu vergrößern, um zu schmeicheln, und ohne sie aus müßigen Gründen gefälliger zu zeichnen. Wisse denn, Sancho, würde die nackte Wahrheit an die Ohren der Fürsten dringen, unverhüllt von Schmeichelei, wir lebten in anderen Zeiten.‹ Na, wie geht es meinem Mercedes, hat ihn vielleicht ein Zauberer verhext, in dieser gefährlichen Gegend von La Mancha?«

»Der Mercedes ist startbereit, Exzellenz.«

»Ein Wunder? Oder ist der Werkstättenbesitzer vom Begräbnis zurück?«

»Der Werkstättenbesitzer ist noch nicht zurück, also habe ich mir den Motor selbst vorgeknöpft.« Er streckte ihm die Hände entgegen. »Schmutzige Arbeit. Sie hatten auch sehr wenig Benzin – das war leicht behoben –, ich habe immer einen Reservekanister, aber was war wirklich schuld?«

»Ah, dann war's also doch nicht nur das Benzin«, sagte der Bischof befriedigt.

»Ich hab einiges neu eingestellt – die technischen Bezeichnungen kann ich mir nie merken –, es war eine Menge herumzumurksen, aber jetzt läuft er. Vielleicht sollten Sie ihn in einer Werkstätte überholen lassen, sobald Sie in Madrid ankommen.«

»Dann kann ich also aufbrechen?«

»Falls Sie es nicht vorziehen, eine kleine Siesta zu halten. Teresa könnte Ihnen mein Bett frisch beziehen.«

»Nein, nein, Padre. Ihr ausgezeichnete Wein und das Steak haben mich sehr erfrischt – ach, dieses Steak. Außerdem habe ich heute in Madrid eine Verabredung zum Abendessen, und ich fahre nicht gern in der Dunkelheit.«

Während sie zur Hauptstraße gingen, erkundigte sich der Bischof bei Padre Quijote: »Seit wann leben Sie schon in Toboso, Padre?«

»Schon seit meiner Kindheit, Exzellenz. Abgesehen von meiner Studienzeit im Priesterseminar.«

»Wo haben Sie studiert?«

»In Madrid. Salamanca hätte ich ja vorgezogen, aber für die dortigen Anforderungen reichte es bei mir nicht.«

»Ein Mann mit Ihren Fähigkeiten ist in Toboso verschwendet. Ihr Bischof hat doch gewiß ...«

»Ach, mein Bischof weiß leider, wie gering meine Fähigkeiten sind.«

»Hätte Ihr Bischof vielleicht meinen Wagen reparieren können?«